

12. Sprache in der Geschichte

Abstract: Sprachgeschichtsschreibung ist wie jede Geschichtsschreibung eine von Interessen und Werturteilen geleitete Tätigkeit. Welche konkreten Interessen und Werturteile ihr zugrunde liegen, prägt die Darstellung – oder konstruktivistisch gedacht: die Konstitution – der Gegenstände. Es gibt damit keine ‚objektive‘ Darstellung sprachhistorischer Fakten, sondern nur Perspektiven auf dieselben, nicht *die* Geschichte einer Sprache, sondern unterschiedliche mögliche *Geschichten*. An ausgewählten Beispielen wird gezeigt, wie unterschiedlich solche Entwürfe einer ‚Sprachgeschichte des Deutschen‘ ausfallen können. Vor diesem Hintergrund erfolgt das Plädoyer für eine Sprachgeschichte auf der zweiten Metaebene, die konsequent die verschiedenen möglichen Perspektiven im Blick behält und sich der Tatsache ihrer eigenen Historizität bewusst ist. Damit wird ein Gegenmodell zum ‚harten Kern‘ bisheriger Sprachgeschichtsforschung entworfen, der in der Beschreibung von Laut- und Schreibvarianten, von morphologischen Gegebenheiten, von ungebräuchlich gewordenen lexikalischen Einheiten und ihrer Semantik, in der Nachzeichnung des Wandels von Satzkonstruktionen und im Nachweis textgeschichtlicher Fakten besteht.

- 1 Sprache und Geschichte – konzeptionelle Prämissen
- 2 Exemplarische sprachhistorische Konzepte
- 3 Konzeptionelle Überlegungen für eine künftige Sprachgeschichtsschreibung
- 4 Literatur

1 Sprache und Geschichte – konzeptionelle Prämissen

Dass Wilhelm Dilthey im Jahre 1910 den *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* veröffentlichte, ist kein zeithistorischer Zufall, sondern die Resonanz auf eine auseinanderdriftende Wissenschaftswelt, in der das naturwissenschaftliche Denken zur siegreichen Konkurrenz für eine bis dahin eher unbestimmte Geisteswissenschaft wurde. Man könnte sagen, die Geschichtlichkeit (oder besser: der geschichtliche Ort) Wilhelm Diltheys war geprägt von dem, was Max Weber später als „Entzauberung der Welt“ beschrieb (Weber 1919, 612; ders. 1913, 433; ders. 1916, 263 u. ö.; ders. 1920, 94 u. ö.). Metaphysische Welterklärungsmodelle hatten sich in gewisser Weise überlebt und wurden zunehmend durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse z. B. aus der Medizin, der Biologie und der Physik ersetzt. Disziplinen

wie die Geschichtswissenschaft oder die Philosophie mussten sich in der Auseinandersetzung mit der naturwissenschaftlichen Konkurrenz und dem Glauben an die Möglichkeit definitiver Erkenntnisse neu formieren. Bei dieser Herausforderung kommen genuin geisteswissenschaftliche Konzepte ins Spiel, darunter vor allem das ‚Verstehen‘ und mit ihm die Hermeneutik. Über den Aufbau der Geisteswissenschaften schreibt Dilthey:

[Der Aufbau der geschichtlichen Welt] geht vom Erlebnis aus, von Realität zu Realität; er ist ein sich immer tiefer Einbohren in die geschichtliche Wirklichkeit, ein immer mehr aus ihr Herausholen, immer weiter sich über sie Verbreiten. Es gibt da keine hypothetischen Annahmen, welche dem Gegebenen etwas unterlegen. Denn das Verstehen dringt in die fremden Lebensäußerungen durch eine Transposition aus der Fülle eigener Erlebnisse. Natur, so sahen wir, ist ein Bestandteil der Geschichte nur in dem, was sie wirkt und wie auf sie gewirkt werden kann. Das eigentliche Reich der Geschichte ist zwar auch ein äußeres; doch die Töne, welche das Musikstück bilden, die Leinwand, auf der gemalt ist, der Gerichtssaal, in dem Recht gesprochen wird, das Gefängnis, in dem Strafe abgesessen wird, haben nur ihr Material an der Natur; jede geisteswissenschaftliche Operation dagegen, die mit solchen äußeren Tatbeständen vorgenommen wird, hat es allein mit dem Sinne und der Bedeutung zu tun, die sie durch das Wirken des Geistes erhalten haben; sie dient dem Verstehen, das diese Bedeutung, diesen Sinn in ihnen erfaßt. (Dilthey 1910, 140)

Mit Äußerungen wie diesen wird Dilthey nicht nur zum Begründer der Geisteswissenschaft, sondern auch zu einem Gründervater der Hermeneutik, der verstehenden Auslegungskunst:

Und nun gehen wir über das bisher Dargelegte hinaus. *Dies* Verstehen bezeichnet nicht nur ein eigentümliches methodisches Verhalten, das wir solchen Gegenständen gegenüber einnehmen; es handelt sich nicht nur zwischen Geistes- und Naturwissenschaften um einen Unterschied in der Stellung des Subjekts zum Objekt, um eine Verhaltensweise, eine Methode, sondern das Verfahren des Verstehens ist sachlich darin begründet, daß das Äußere, das ihren Gegenstand ausmacht, sich von dem Gegenstand der Naturwissenschaften durchaus unterscheidet. Der Geist hat sich in ihnen objektiviert, Zwecke haben sich in ihnen gebildet. Werte sind in ihnen verwirklicht, und eben dies Geistige, das in sie hineingebildet ist, erfaßt das Verstehen. Ein Lebensverhältnis besteht zwischen mir und ihnen. *Ihre* Zweckmäßigkeit ist in *meiner* Zwecksetzung gegründet, *ihre* Schönheit und Güte in *meiner* Wertgebung, *ihre* Verstandesmäßigkeit in *meinem* Intellekt. Realitäten gehen ferner nicht nur in *meinem* Erleben und Verstehen auf: sie bilden den Zusammenhang der Vorstellungswelt, in dem das Außengegebene mit meinem Lebensverlauf verknüpft ist: in dieser Vorstellungswelt lebe ich, und ihre objektive Geltung ist mir durch den beständigen Austausch mit dem Erleben und dem Verstehen *anderer* selbst garantiert; endlich die Begriffe, die allgemeinen Urteile, die generellen Theorien sind nicht Hypothesen über etwas, auf das wir äußere Eindrücke beziehen, sondern Abkömmlinge von Erleben und Verstehen. Und wie in diesem die Totalität unseres Lebens immer gegenwärtig ist, so klingt die Fülle des Lebens auch in den abstraktesten Sätzen dieser Wissenschaft nach. (Ebd., 140 f.)

Geschichte, herkömmlich verstanden als objektartig gedachter Verlauf von etwas, wird also zum Ort der Hermeneutik, und zwar insofern, als ihre besondere Herausforderung darin besteht, die sogenannten ‚Gegebenheiten‘ der ‚Geschichte‘, die Hans-Georg Gadamer (1960, 233) im Sinne Diltheys als „Äußerung des Lebens“ betrachtet,

„dem sie entstammen“, in der Differenz zwischen einem zeitgenössischen und einem historisch späteren Erwartungshorizont zu verankern.

Das historische Bewußtsein breitet sich ins Universelle aus, sofern es alle Gegebenheiten der Geschichte als Äußerung des Lebens versteht, dem sie entstammen; ‚Leben erfaßt hier Leben‘ [...]. Insofern wird die gesamte Überlieferung für das historische Bewußtsein zur Selbstbegegnung des menschlichen Geistes. (Gadamer 1960, 233)

Aus der Differenz der Geschichtlichkeit des Menschen wird die Geschichtlichkeit des Gegenstandes begründet sowie die Geschichtlichkeit des Verstehens entwickelt bzw. umgekehrt: Aus dem jeweils zeittypischen Verstehen wird die Prägung des Gegenstandes hergeleitet. ‚Gegenstand‘ und Verstehen geraten in eine Wechselbeziehung.

Die Sprache spielt im Prozess geschichtlichen Verstehens und der damit verbundenen Gegenstandssetzung/-prägung/-konstitution eine Doppelrolle. Sie ist sowohl historischer Untersuchungsgegenstand – das, was ausgelegt und beschrieben wird – als auch gleichzeitig Untersuchungs-„instrument“: das zentrale Mittel, mit dem ‚Gegenstände‘ überhaupt bestimmt, ausgelegt, beschrieben werden können. Auch und gerade in ihrer historischen Dimension, das heißt als Aufgabe für die Sprachgeschichtsschreibung, hat ‚Sprache‘ einen Gegenstand, den es so lange neu zu verhandeln gilt, wie sich die aus späterer Perspektive in die historische Zeit hinein gebildeten Zwecke und Wertgebungen verändern (s. o.); die

Ausgangspunkte der Kulturwissenschaften bleiben damit wandelbar in die grenzenlose Zukunft hinein, solange nicht chinesische Erstarrung des Geisteslebens die Menschheit entwöhnt, neue Fragen an das immer gleich unerschöpfliche Leben zu stellen. (Weber 1904, 184)

Bloße, d. h. nicht sinnvoll bestreitbare Fakten mögen dabei als Orientierungsrahmen erhalten bleiben, sie rücken aber in einen unterschiedlich weiten Hintergrund. Im Vordergrund steht das Verstehen des „Verlauf[s], in welchem das Wissen von dieser Welt sich entwickelte“ (Dilthey 1910, 101). Wird also eine in diesem Sinne sich selbst als hermeneutisch verstehende Sprachgeschichtsschreibung beabsichtigt, so steht nicht das sogenannte Faktische im Mittelpunkt, sondern die „Einsicht in die Struktur des Wissens, in die Denkformen und wissenschaftlichen Methoden“.

Sprachgeschichtsschreibung als Projekt wird damit zur Geschichtsgeschichte: zur Geschichte des Erzählens von Sprachgeschichte, einer Beschäftigung mit Sprache auf der zweiten Metaebene. Die Geschichte einer Sprache existiert aus einer solchen Perspektive nicht von dem Augenblick an, in dem man sie – die Sprache – spricht bzw. schreibt (vor allem letzteres, denn faktisch handelt es sich bei der Sprachgeschichte des Deutschen, um die es hier geht, aufgrund der Quellenlage zumeist um die Geschichte geschriebener Sprache), sondern von dem Augenblick an, in dem man sie – die Geschichte – erzählt.

Eine Geschichte der deutschen Sprache in *diesem* Sinne ‚gibt es‘ seit etwa dem 16. Jahrhundert, im engeren Sinne sogar erst seit dem 19. Jahrhundert, in dem die

Deutsche Philologie als wissenschaftliche Disziplin etabliert wurde. Wann man in der *Erzählung* die Geschichte beginnen und welche Bereiche man sie umfassen lässt, entscheidet sich nach den Wertmaßstäben und Ideologien, denen die geschichtsschreibende Person anhängt. Und dasselbe gilt für die historischen Fakten, die man für seine Darstellung auswählt – so dass parallel und mit gleichem Recht mehrere unterschiedliche Geschichten einer und derselben Sprache möglich sind. Die Erzählung, wohlgermerkt, ist schon dadurch gegenstandskonstitutiv, dass sie die sprachlichen Äußerungen, über die sie berichtet, für Zeugnisse eben der Sprache erklärt, um die es ihr geht. Denn man könnte sie ja auch für Manifestationen einer anderen Sprache erklären. Solche Überlegungen sind keineswegs nur hypothetisch; vielmehr stehen durchaus konkrete Beispiele vor Augen. So handelt Jacob Grimms *Geschichte der deutschen Sprache* (1848) von den germanischen Sprachen in ihrer Gesamtheit (‘Deutsch’ wird also in einem weiteren als dem heute üblichen Sinne verstanden) und *endet* dort, wo aus heutiger Sicht das Deutsche überhaupt erst *beginnt*: beim Althochdeutschen in der Mitte des 8. Jahrhunderts. Solch imperialistisch anmutende Ausdehnung der deutschen Sprachgeschichte ist vor dem Hintergrund einer national-patriotischen, gegen die herrschende Kleinstaaterei der Zeit gerichteten Ideologie zu sehen: Der nationalen Zerrissenheit eine fiktive sprachliche Einheit entgegenzusetzen und diese bis in graue Vorzeit zurückzudatieren, erlaubte es, den aktuellen politischen Zustand als unnatürlich zu kritisieren und den landesfürstlichen Partikularinteressen anzulasten.

Wie man eine Geschichte schreibt, ist prinzipiell geprägt von interessengeleiteter Perspektivität und Teil der ideologischen (Selbst-)Konstruktion einer Gesellschaft. Sprachgeschichte erscheint als das „sinnstiftende [...], gesellschaftlich funktionalisierte Bild von der Herkunft, der Gegenwart und der Zukunft einer Sprache“ (Reichmann 1998, 1); ihr Gegenstand sind Fakten im Wortsinn (*facta* ›Gemachtes‹): „in Sprache gestaltete Konstrukte, Ideen, Bilder, Fiktionen, Entwürfe, nicht [...] vom Forschenden bloß affizierte, sondern effizierte Größen, nicht vorsprachliche und vorkognitive Grundlagen einer irgendwie verstandenen Repräsentation von Vorgegebenem, sondern Größen, die ihre Existenz ausschließlich der Sprachgeschichtsschreibung als einem Konstruktionsakt verdanken“ (ebd.).

Sprachgeschichte lässt sich daher verstehen als Geschichte narrativer Konstruktionen. Zu denken wäre sie als eine Art Sprachgeschichtsschreibungsarchäologie, die verschiedene einander überlagernde, auch einander verdeckende Ideologie,schichten‘ – Leitfragen, wissenschaftliche Paradigmen im Sinne Th. S. Kuhns, Sprachgeschichtskonzeptionen usw. – herausarbeitet, nicht nur, insofern sie als historisch i. S. v. vergangen, sondern auch, indem sie als aufgegangen in neuere Ansätze und damit bis heute wirksam erscheinen. Aus diesem Grund hat Reichmann (1998) die bestehenden sprachhistorischen Werke nach verschiedenen thematischen Gesichtspunkten untersucht. Im kritischen Blickfeld standen: 1. die erzählte Zeit, 2. der erzählte Raum, 3. das erzählte sozialsprachliche Spektrum, 4. das erzählte sozial-situative Spektrum, 5. das erzählte Sprachmedium, 6. die Rolle von Einzelpersonen,

Einzeltexten und einzelnen Textgruppen, 7. systemorientierte versus soziopragmatisch orientierte Sprachgeschichtsschreibung, 8. die beschriebenen hierarchischen Ränge der Sprache, 9. die Gewichtung von Ausdrucks- und Inhaltsgeschichte, 10. die Gewichtung der Geschichte der Objektsprache und der Geschichte des Sprachbewusstseins, 11. das Verhältnis von Zweckfreiheit und Zweckorientierung und schließlich 12. die deutsche versus die europäische Orientierung der Sprachgeschichtsschreibung.

2 Exemplarische sprachhistorische Konzepte

Welche Auswirkungen vorgängige Werturteile, Ideologeme usw. auf sprachhistorische Konzepte haben, deren Bezugs- und Orientierungsrahmen sie darstellen, sei im Folgenden anhand einiger Beispiele angedeutet.

2.1 ‚Uraltertum‘ der deutschen Sprache

Vor dem Hintergrund der bis dato nicht grundlegend erschütterten Überzeugung von der Wahrheit biblischer Aussagen lässt sich ein Gedanke sehen, der insbesondere die sprachhistorischen Entwürfe des 16. und 17. Jahrhunderts prägte, der jedoch auch noch – losgelöst von den ursprünglich bestimmenden theologischen Aspekten – in der national-patriotischen Sprachgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zu finden ist (s. o.): der Gedanke vom ‚Uraltertum‘ der deutschen Sprache. Die menschliche Sprache überhaupt stammt nach frühneuzeitlichem Verständnis von Gott, der sie dem Adam vor dem Sündenfall als Fähigkeit verliehen hat (vgl. Bär 2011, 190). Durch die babylonische Sprachverwirrung sei dann die ‚adamische Ursprache‘ in die verschiedenen Sprachen der Welt diversifiziert worden, wobei man speziell die deutsche Sprache gemeinhin auf einen der Urenkel Noahs, den als Stammvater der ‚Deutschen‘ geltenden Aschkenas oder Askenas zurückführte (vgl. ebd., 193 f.). Die ‚deutsche‘ Sprache konnte so als eine sehr alte – und dadurch zugleich vornehme, ehrwürdige – Sprache apostrophiert werden, was insbesondere im Zusammenhang der gegen den französischen Spracheinfluss gerichteten sprachpuristischen Polemik des 17. Jahrhunderts argumentativ eingesetzt wurde. So identifizierten einige Autoren die ‚deutsche‘ Sprache mit der keltischen (vgl. Gardt 1994, 349), hoben sie damit auf eine Ebene mit dem ebenfalls altherwürdigen Lateinischen und konnten sie folglich gegenüber dem Französischen als einer vom Lateinischen abgeleiteten, d. h. jüngeren Sprache für höherwertig erklären:

Es ist [...] unserem Gemüte angeboren eine sonderliche Werthaltung / Furcht / Liebe / und Andacht zu demselben / was alhie zu vielen Jahren komt und alt wird. (Schottelius 1663, 29)

Das populäre Argumentationsmuster entfaltete eine derartige suggestive Kraft, dass man sogar darauf kam, das ‚Deutsche‘ für die älteste europäische Sprache zu halten (so Schottelius 1663, 30) – älter auch als das Lateinische. Die deutsche Sprache geht, dem Wesen nach unverändert (ebd., 27 ff.), bis auf die babylonische Sprachverwirrung zurück: „Die Stadt [...] und der Ort dieser [...] Verwirrung ist Babel genennet worden / dahero auch die Teutschen [...] das Wort *babbelen* / *gebabbel* / *herbabbelen* / bis auf diese Zeit behalten haben.“ (Ebd., 33.) Die fremdwortkritische Grundhaltung ist deutlich erkennbar:

Man weis ja [...], daß erst im Jahr 3212. nach Erschaffung der Welt / Rom erbauet / und von allerhand zusammen gelaufenem Völklein / derer Sprachen vielerley gewesen / bewohnt worden / auch die Lateinische Sprache under ihnen etliche hundert Jahre lang ungewiß und barbarisch gewesen; da hingegen im Jahr 1780. nach der Welt Anfang die Teilung der Erde von dem Erzvater Noa vorgegangen / und Aszenas sich nacher Europa und Abendwärts gewendet / auch mit seinem Volke 1432. Jahr Teutsch geredet / ehe noch ein einziger Stein an den Mauren der Stadt Rom geleyet worden. Wie haben dann nun die neue Römer denen uralten Teutschen / von denen sie doch so weit entfernet gewesen / auch nur ein einziges Wort aus ihrer Flicksprache anzuwingen können? (Stieler 1691, Vorrede)

Ihren Höhepunkt erreichte die Uraltertumsideologie dort, wo die kontrovers diskutierte Frage, ob die Askenas-Nachkömmlinge bei der babylonischen Sprachverwirrung anwesend waren oder nicht (vgl. Gardt 1994, 394), mit Nein beantwortet wurde. Autoren, die dies taten – beispielsweise der so genannte Oberrheinische Anonymus –, konnten behaupten, dass die Sprache des Paradieses im ‚Deutschen‘ noch ungebrochen fortlebe und dass dieses daher „älter und vornehmer [sei] als selbst das Hebräische, dessen Stammvater Heber zusammen mit den Stammvätern aller anderen ‚sekundären‘ Sprachen beim Turmbau zu Babel gearbeitet habe“ (Bär 2011, 194).

Aus der Tatsache, dass es sich bei diesem Ansatz um eine ‚vorwissenschaftliche‘ Position handelt und dass aus heutiger, ‚wissenschaftlicher‘ Sicht die sprachhistorischen Zusammenhänge anders dar- bzw. hergestellt werden, folgt keine einseitige Relativierung. Es gilt das Bewusstsein festzuhalten, dass prinzipiell jedes historiographische Konzept – auch jedes aktuelle –, durch die ideologiekritische Brille und vor seinem jeweiligen historischen Hintergrund betrachtet, als relativ erscheinen muss.

2.2 ‚Klassisches Mittelhochdeutsch‘

Ein anderes Beispiel für ein interessegeleitetes sprachhistorisches Konstrukt ist das so genannte Lachmann’sche Mittelhochdeutsch. Karl Lachmann, einer der Gründerväter der germanistischen Mediävistik, vertrat die Überzeugung,

daß die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch redeten, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, theils ältere, theils verderbte, erlaubten. (Lachmann 1820, VIII)

Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Edition mittelhochdeutscher Texte sah er darin, möglichst nahe an den Urtext (und damit idealerweise an die originäre Intention des Autors) heranzukommen. Dies ist seiner Meinung nach nur durch „wahre streng-historische Kritik“ möglich, also durch einen Vergleich der Handschriften, der die „guten Sprachformen“ ergibt (ebd.). Die „gewöhnliche“ editorische Methode, die „Eine älteste Handschrift zum Grunde legt“, ist für Lachmann „nicht die wahre [...], sondern unsicher und trügerisch“ (ebd.):

„[G]anz offenbar ist, daß aus einer hinlänglichen Anzahl von Handschriften, deren Verwandtschaft und Eigenthümlichkeiten der Kritiker genau erforscht hat, ein Text sich ergeben muß, der im Kleinen und Großen dem ursprünglichen des Dichters selbst oder seines Schreibers sehr nah kommen wird.“ (Ebd., X)

Ausschlaggebend für Lachmanns kritisches Verfahren ist die Auffassung, dass die Jahrzehnte um 1200 eine klassische Periode der deutschen Literaturgeschichte darstellen. Klassische Autoren, also solche, deren Texte in ästhetischer Hinsicht derart exemplarisch sind, dass man sie mit Gewinn immer wieder von neuem lesen kann, fordern nach Ansicht der deutschen Romantik, der Lachmann hier verpflichtet ist, das aufwändige textkritische Verfahren; nur sie sind zugleich lohnende Gegenstände desselben. Der Handschriftenvergleich, bei dem ‚besseren‘ Lesarten gegenüber ‚verderbten‘ der Vorzug gegeben wird, soll der Rekonstruktion der originären Textgestalt dienen, die dann als kanonisch ausgegeben werden kann. Dass eine solche Rekonstruktion aufgrund der Überlieferungslage in den meisten Fällen gar nicht möglich ist, stellt für Lachmann kein Hindernis dar. In Fällen, in denen eine aus seiner Sicht ‚gute‘ Lesart in den Handschriften nicht aufzufinden ist, sieht er sich berechtigt, ja verpflichtet, sie auch gegen die historischen Befunde herzustellen. Seine Editionen sind daher historiographische Konstrukte, die weit mehr mit der Sprachideologie des 19. Jahrhunderts („Das klassische Mittelhochdeutsch war eine ausgebaute, einheitliche Literatursprache“) als mit der Sprachrealität des 12./13. Jahrhunderts zu tun haben.

Das so genannte klassische Mittelhochdeutsch ist aus heutiger Sicht zwar keine reine Fiktion – das Ideal einer über den Dialekten sich erhebenden literarischen Ausgleichssprache hat es um 1200 nachweislich gegeben, und etliche Autoren haben sich daran orientiert –, die Handschriften sind aber trotzdem weitaus uneinheitlicher als es die Texteditionen des 19. Jahrhunderts suggerieren. Das idealtypische Mittelhochdeutsch, wie es Lachmann vorschwebte, erscheint daher heute als Produkt historiographischen Wunschenkens. Die Philologie des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts hat sich auf der Grundlage dieses Wunschenken große Freiheiten im Umgang mit der historischen Realität erlaubt: Sie hat bei Texten mittelhochdeutscher Autoren,

die ausschließlich in nicht mittelhochdeutscher Form überliefert sind – so beim *Erec Hartmanns von Aue*, der lediglich in einer einzigen, dem Lautstand nach bereits frühneuhochdeutschen Handschrift vorliegt –, Rückübersetzungen in die vermeintlich originale sprachliche Gestalt vorgenommen.

Wenngleich die Sprachgeschichtsschreibung das Dogma vom klassischen Mittelhochdeutschen im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert weithin verabschiedet hat: Es prägt manche der gängigen Überblicksdarstellungen und vor allem die Leseausgaben mittelhochdeutscher Texte bis heute. Immer noch und immer wieder bedarf es des Hinweises, dass die historische Realität um 1200 anders ausgesehen hat als in den meisten Editionen der Anschein erweckt wird. Dabei gibt es selbstverständlich Ausnahmen, so die große handschriftensynoptische Nibelungenlied-Ausgabe von Michael S. Batts (1971), die allerdings nicht als Leseausgabe bezeichnet werden kann.

Nicht selten wird zur Rechtfertigung für die Perpetuierung des editorischen Status quo das Argument ins Feld geführt, man könne Laien und wissenschaftlichen Anfängern nicht zu viel zumuten: Die ganze Varianzbreite der historischen Sprache sei verwirrend und behindere den Lernerfolg. Schon Karl Lachmann argumentiert implizit so: Seine *Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts* (Lachmann 1820) trägt den Untertitel *Für Vorlesungen und zum Schulgebrauch*. Man kann allerdings in Anknüpfung an das oben verwendete Archäologie-Bild darauf hinweisen, dass man es auch bei diesem Anliegen mit einer historischen (d. h. hier: einer älteren) Ideologie, 'schicht' zu tun hat – einer Schicht, die offen zutage liegt, mit anderen Worten: bis heute wirksam ist. Das Ideologem, nur eine einheitliche, durchgängig normierte Sprache ermögliche und sichere eine allgemeine Kommunikation und befähige zu kulturellen Hochleistungen, wurzelt im nationalpatriotischen Pathos des 17. bis 19. Jahrhunderts; sprachpflegerische Bemühungen waren das Feld, auf dem die politisch nicht realisierbare nationale Einheit kompensatorisch erstrebt wurde (s. o.; vgl. Stukenbrock 2005); die kodifizierte Einheitssprache galt als historische Errungenschaft. Dass eine allgemeine Kommunikation auch unter ganz anderen historischen Rahmenbedingungen als unter denen einer kodifizierten Einheitssprache funktioniert, ist zwar eine Tatsache, die der Sprachgeschichtsschreibung und auch der gegenwartsbezogenen Sprachwissenschaft seit Jahrzehnten bewusst ist; in das Bewusstsein einer weiteren Öffentlichkeit ist diese Tatsache aber offenbar noch nicht vorgedrungen. Dies zeigte eindrucksvoll die in den Jahren um 2000 geführte Diskussion um die neue deutsche Rechtschreibung. FAZ-Feuilletonchef Frank Schirrmacher beispielsweise nannte die Rechtschreibreform ein „nationales Unglück“ (vgl. Bär 2004). Denn das neue Regelwerk erlaubt in einigen Fällen (z. B. *Delphin/Delfin*) mehrere Varianten, und durch seine Einführung entstand bei etlichen Zeitgenossen eine gewisse Verwirrung hinsichtlich weiterer Schreibungen (z. B. wurde oft fälschlich angenommen, das ß sei vollständig abgeschafft).

2.3 Das Werden der neuhochdeutschen Schriftsprache

Ein Standardbeispiel für die Abhängigkeit der Sprachgeschichtsschreibung von zeit-typischen Werturteilen ist die Beschäftigung mit der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Zu diesem Themenkomplex hat es im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte mehrere deutlich unterschiedliche Beschreibungsansätze gegeben.

2.3.1. Im Vorwort seiner Textsammlung *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII–XII Jahrhundert* (1863) hat zunächst Karl Müllenhoff – in Anlehnung an ältere, schon im 17. Jahrhundert greifbare Erklärungsmuster – eine kontinuierliche Entwicklung der Schriftsprache von althochdeutscher bis in neuhochdeutsche Zeit angenommen, deren Stationen im Wesentlichen an bestimmte Herrscherhöfe gebunden sind. Die Hofsprache Karls des Großen im 8. und frühen 9. Jahrhundert (vgl. dazu Matzel 1971) sei als Kultursprache über die Höfe der Staufer im 12. und 13. Jahrhundert, der Luxemburger (insbesondere Karls IV.) in Prag im 14. Jahrhundert und der Habsburger im 15. Jahrhundert weitergegeben und weiterentwickelt worden; in Form der wettinisch-sächsischen Kanzleisprache sei sie dann im 16. Jahrhundert von Martin Luther, insbesondere durch seine Bibelübersetzung, aufgegriffen und zur allgemeinen neuhochdeutschen Literatursprache transformiert worden.

Karl Müllenhoff studierte klassische Philologie und Germanistik, unter anderem bei Karl Lachmann. 1858 wurde er Professor in Berlin. Durch die behauptete Tradition suggerierte er (alle Diskontinuitäten und Brüche der sprachhistorischen Entwicklung ignorierend) im Sinne einer pro-preußischen Ideologie eine gerade Entwicklungslinie von dem sich ankündigenden wilhelminischen Kaiserreich bis zurück zu Karl dem Großen:

die entwicklung, die im VIII/IX jh. begonnen, ist [...] zum ziele gelangt [...]. wie im staat, in religion, wissenschaft und kunst, so geht auch in der sprache das einheitliche leben der nation von dem gewaltigen manne aus, der zuerst ihre verschiedenen stämme zusammenfasste, ihre geschichte an die der alten welt anknüpfte und sie so in eine bahn wies, deren letztes stadium noch zu durchlaufen ist. (Müllenhoff 1892, XXXV)

2.3.2. Einem zweiten, 1884 von Konrad Burdach entworfenen Erklärungsmodell zufolge ist die neuhochdeutsche Schriftsprache erst nach 1350 im kaiserlichen Prag entstanden. Der Literaten- und Gelehrtenkreis um Kaiser Karl IV., der durch den italienischen Frühhumanismus des 14. Jahrhunderts befruchtet wurde, hat demnach durch seinen Einfluss auf die Sprache der kaiserlichen Kanzlei diese – insbesondere auf syntaktisch-stilistischer Ebene – zu einer Kultur- und Bildungssprache umgeformt, die dann aufgrund ihres Sozialprestiges zum Vorbild der sprachlichen Einigung wurde: „Nach dieser Reichssprache der kaiserlichen Kanzlei hatten bald die mitteldeutschen Kanzleien – die östlichen zuerst – sich zu richten angefangen, und gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstand so allmählich für ein ‚gemeines Deutsch‘

[...] eine festere Grundlage“ (Burdach 1884, 2). Auch nach dieser Theorie fungierte dann im 16. Jahrhundert Martin Luther als Katalysator der sprachhistorischen Entwicklung; seine Autorität verblasst allerdings bald, während andere „Sprachformer“ an Einfluss und Bedeutung zunehmen, beispielsweise Opitz und andere Barockautoren wie Gryphius und Grimmelshausen, im 18. Jahrhundert dann beispielsweise Lessing, Klopstock, Wieland und Goethe (Burdach 1884, 9). Spätestens zu dieser Zeit ist die neuhochdeutsche Schriftsprache als Kultur- und Standardsprache vollständig etabliert.

Burdach behauptet also keine Kontinuität der Sprachentwicklung seit althochdeutscher Zeit, sondern sieht in der neuhochdeutschen Schriftsprache „eine neue Schöpfung, unter einmaligen kulturellen Bedingungen entstanden“ (Besch 1985, 1784). Sie hatte zunächst nur Geltung als Amts- und Verwaltungssprache, wurde aber durch den humanistischen Einfluss am Prager Kaiserhof auch zur Kultur- und Geissprache ausgebaut. In den 1880er Jahren, einer Zeit, in der sich das zweite deutsche Reich ideologisch gefestigt hatte, konnte er auf den Schöpfungsmythos ‚Karl der Große‘ offenbar verzichten; es ging nun um *kulturnationale* Selbstvergewisserung im Sinne des Historismus. Sprachgeschichte ist bei Burdach nicht mehr vorrangig Herrschergeschichte, sondern Bildungsgeschichte.

2.3.3. Eine wiederum völlig andere Theorie legte in den 1930er Jahren der Mundartforscher Theodor Frings vor. Im Gegensatz zu Müllenhoff und Burdach, die von einer sprachlichen Einigung im schriftsprachlichen Bereich ausgingen, verlegte er den Ausgleich zwischen den territorialen Varianten des Deutschen in die gesprochene Sprache. An der Gemeinsamkeit bestimmter dialektaler Sprachphänomene in verschiedenen Gegenden glaubte er „Stammesverwandtschaft“ der Bevölkerung ausmachen und daher Siedlungszüge nachvollziehen zu können. Sein besonderes Augenmerk galt dem meißnischen Sprachgebiet, der Region östlich von Erfurt, die von allen Mundarten die geringsten Abweichungen von der Hochsprache aufweist.

Durch Vergleich von Dialektlandkarten entdeckte Frings in Meißen Einflüsse dreier verschiedener Sprachgebiete. Im Zuge der mittelalterlichen deutschen Ostkolonisation seien drei „Siedlungsbahnen [...] insgesamt auf Meißen gerichtet“ gewesen: „die mainisch-erzgebirgische von Südwesten, die mitteldeutsche von Westen, die niederdeutsche von Nordwesten“ (Frings 1936, 14). Aufgrund der Notwendigkeit, sich im täglichen Leben untereinander zu verständigen, sei unter den Siedlern allmählich ein sprachlicher Ausgleich zu Stande gekommen. Die dadurch entstehende neue Mundart sei dann auch zur Verwaltungssprache der kursächsischen Kanzlei geworden und habe – vor allem durch Martin Luther – späterhin auch eine Umformung zur Kultur- und Literatursprache erfahren.

Theodor Frings' theoretischer Ansatz verleugnet weder inhaltlich noch sprachlich die Zeit, in der er entstand. Vielfach lassen sich inhaltliche Verflechtungen mit gängigen Gedankenmodellen des Nationalsozialismus bei ihm nachweisen. So schließt die Überzeugung, dass die sprachformenden Siedler Bauern waren, die das fruchtbare

Land in Obersachsen bearbeiteten, an die nationalsozialistische ‚Blut-und-Boden‘-Ideologie an: Urwüchsige ‚völkische‘ Kräfte haben demnach die kulturelle Leistung der sprachlichen Einigung vollbracht. Auch der Gedanke vom ‚Lebensraum im Osten‘ findet sich, wenn Frings (1936, 6) die deutsche Ostkolonisation des Mittelalters als eine „Wiedereroberung“ der „östlichen Wohnsitze“ der Germanen bezeichnet und sie mit der spanischen Reconquista in einem Atemzug nennt (ebd., 7).

Interessant ist angesichts dieser Fakten, dass Frings durchaus kein Parteigänger der Nationalsozialisten war. 1937 legte er sein Amt in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften aus Protest gegen den Ausschluss eines jüdischen Kollegen nieder. Auch von seinen Zeitgenossen wurde er nicht mit der braunen Diktatur in Verbindung gebracht: Nach deren Ende war er nicht weniger angesehen als zuvor. Nach 1945 musste er in der sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR statt des Aspektes, dass die Formung der neuhochdeutschen Schriftsprache eine ‚völkische‘ Leistung gewesen sei, nur den Gesichtspunkt betonen, dass Angehörige der ‚werkstätigen Bevölkerung‘ diese Leistung vollbracht hätten, um auch im Arbeiter- und Bauernstaat zu reüssieren.

2.3.4. Seit den 1960er Jahren haben verschiedene Autoren die Auffassung vertreten, die neuhochdeutsche Schriftsprache sei als das Resultat eines schreiblandschaftlichen Ausgleichs zu sehen, der erst seit dem 16. Jahrhundert erfolgte. Die sprachlichen Varianten unterschiedlicher Regionen vom Phonem bzw. Graphem bis zum Satzmuster sind demnach in Konkurrenz zueinander getreten, wobei zumeist nur eine von ihnen historisch ‚erfolgreich‘ war. Die neuhochdeutsche Schriftsprache, die Eigentümlichkeiten unterschiedlicher regionaler Varietäten aufweist, erscheint in ihrer Gesamtheit als das Ergebnis eines vielschichtigen Mischungsprozesses. Der schreibsprachliche Ausgleich in frühneuhochdeutscher Zeit lässt nach dieser Auffassung so genannte „Regularitäten“ (Besch 1985, 1790) oder „Wirkungsfaktoren“ (Moser 1985, 1404) erkennen: Prinzipien, die als idealtypische Muster der empirischen sprachlichen Veränderungen (d. h. der Prozesse von Verdrängung bzw. Durchsetzung verschiedener Varianten) konstruiert werden und die sich in den verschiedenen Konzeptionen (z. B. Stopp 1973, v. a. 35–54; Besch 1979, 132–135) weitgehend gleichen. Diese Prinzipien sind:

1. das Geltungsareal – „von konkurrierenden Formen hat die weitestverbreitete *ceteris paribus* die besten Chancen, gemeinsprachliche Geltung zu erlangen“ (Moser 1985, 1404) –,
2. der Geltungsgrad – „die Verwendungshäufigkeit im Vergleich zur Frequenz konkurrierender Varietäten“ (ebd.) – und
3. die strukturelle Disponiertheit: „Varianten, die bestehende Systemansätze ausbauen, haben *ceteris paribus* bessere Chancen als solche, die bestehende Strukturbeziehungen wieder zerstören würden“ (ebd.).

Besch (1979, 132; vgl. auch Besch 1985, 1791) führt ein weiteres Prinzip ein: die so genannte Landschaftskombinatorik. Hiermit meint er

das seit dem 15. Jahrhundert häufig zu beobachtende Phänomen, dass sich besonders diejenigen Varianten letztlich durchsetzen, die im Spätmittelalter in einer bestimmten Kombination von Sprachlandschaften verbreitet gewesen sind. Und hier ist es besonders wiederum der ostoberdeutsch-ostmitteldeutsche Kernraum, der für die weitere Entwicklung von herausragender Bedeutung gewesen ist. (Mattheier 1981, 281)

Der Frings'schen Auffassung, dass dem ostmitteldeutschen Raum eine besondere Bedeutung bei der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache zukommt, wird also von den Vertretern der Ausgleichs- und Mischungsthese durchaus nicht widersprochen. Allerdings beziehen sie in der Regel den ostoberdeutschen Raum in die Betrachtung mit ein, nehmen eine Wechselwirkung zwischen dem Ostmitteldeutschen und dem Ostoberdeutschen an und gehen auch nicht mehr von einer ‚Modelllandschaft‘ aus, in der zunächst die sprachliche Einigung insgesamt vollzogen worden sei und die dann auf die anderen Regionen ‚ausgestrahlt‘ habe. Im Gegensatz zu Frings wird der sprachliche Ausgleich jedoch nicht als eine Leistung der gesprochenen, sondern als eine der geschriebenen Sprache angesehen.

Die Vertreter der Ausgleichs- und Mischungsthese sind dem arealen Modell der Sprachgeschichtsschreibung und dem sprachwissenschaftlichen Strukturalismus verpflichtet. Sie konzentrieren sich auf die Untersuchung der sprachlichen Systemebenen und sehen weitgehend ab von so genannten außersprachlichen Faktoren wie historischen Rahmenbedingungen oder historischer Sprachreflexion und -bewertung. Stattdessen unternehmen sie eine gleichsam statistische Auswertung verschiedener empirischer Sprachdaten aus unterschiedlichen Regionen, die, auf Landkarten übertragen, je ein spezifisches Verteilungsbild ergibt.

Die strukturalistische Sprachbeschreibung bot nach 1945 die Möglichkeit einer weitgehend unpolitischen Wissenschaft – eine Haltung, die 1968 und in den Folgejahren die fundamentale Kritik der jüngeren Generation hervorrief. Getragen von einflussreichen Fachvertretern wie Werner Besch, war das Modell jedoch noch bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts führend; neben ihm begannen sich erst allmählich neuere kulturhistorisch-soziologische Positionen durchzusetzen.

2.3.5. Kritik an der These seines Lehrers Besch übte zu Beginn der 1980er Jahre insbesondere Klaus J. Mattheier. Er vertritt eine spezifisch soziolinguistisch orientierte Ausrichtung: Sprachwandel ist für ihn stets auf „außersprachliche Faktoren“ zurückzuführen, die

Änderungen in dem bis dahin üblichen Spektrum der kommunikativ-sozialen Anforderungen an das Kommunikationsmittel Sprache verursachen können. So macht es eine durch sozialhistorische Umwälzung verursachte Auswanderung etwa für die Emigranten nötig, in ihrer neuen Heimat ganz neue sprachliche Varietäten zu benutzen, die sie bis dahin noch nicht kennen. Es

ist aber auch möglich, daß ohne größere Bevölkerungsverschiebungen und allein aufgrund von allgemeinen gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen eine Sprachvarietät innerhalb einer größeren Sprachgemeinschaft auch für Regionen, in denen sie ursprünglich nicht verbreitet war, Verbindlichkeit erhält, daß sich etwa ein Sprachprestigegefälle entwickelt. Auch in solchen Fällen ändern sich die kommunikativen Anforderungen, die an die sprachlichen Ausdrucksformen gestellt werden. Die überkommene Varietät kann man etwa für offizielle Sprecher-situationen nicht mehr verwenden. (Mattheier 1981, 282)

Vor diesem Hintergrund lässt sich gegenüber dem Ansatz von Besch und anderen ein fünftes Erklärungsprinzip formulieren, das im Gegensatz zu den unter 2.3.4 erläuterten Prinzipien nicht nur zur Beschreibung von Sprachentwicklungen, sondern zu ihrer kausalen Erklärung dienen kann – die so genannte Geltungshöhe: „Varianten, die von Sprechern mit hohem Sozialprestige gebraucht werden, haben einen Vorteil“ (Moser 1985, 1404).

Die kritische Wendung gegen die Mischungsthese ist Ausdruck des neuen, kultur- und sozialhistorischen Forschungsansatzes, der im Zusammenhang mit dem geisteswissenschaftlichen Paradigmenwechsel während und nach der Studentenbewegung von 1968 steht. Er führte dazu, dass in der Sprachgeschichtsschreibung neben die Erforschung des Sprachsystems auch wieder das Interesse für außersprachliche (kulturhistorische und soziopragmatische) Faktoren trat, mit anderen Worten: Es werden „neben der Sprachlichkeit auch die Sprachgemeinschaft und das sprachliche Handeln thematisiert“ (Mattheier 1995, 17).

Eine konsequente Weiterführung des kulturhistorischen Ansatzes hat seit den späten 1980er Jahren in mehreren Beiträgen Oskar Reichmann geliefert. Seine These zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache ist durch den Terminus *Vertikalisierung* gekennzeichnet (Reichmann 1988, 175 u. ö.). Die Varietäten des Deutschen im Mittelalter und noch im 15. Jahrhundert sind demnach von den Sprechern bzw. Schreibern „in einem Verhältnis gesehen“ worden, „das wesentlich stärker durch ihre Andersartigkeit als durch unterschiedliche Wertungshöhe gekennzeichnet war“ (ebd., 174). Diese Sichtweise hat sich dann im 16. Jahrhundert grundlegend geändert:

Das Überregionale und den gehobenen Varietäten Zugehörige wird tendenziell als richtig, das Raumgebundene tendenziell als falsch hingestellt oder vorausgesetzt [...]. Die Entwicklung verläuft in gleicher Richtung noch im 16., in mehreren Schüben sodann im 17. und 18. Jh. weiter. Sie ist eine alles umfassende sprachsoziologische Umschichtung der bis ins 16. Jh. auf annähernd gleicher Wertebene horizontal nebeneinander stehenden Vielheit von Varietäten zu einem spätestens seit dem Frühbarock vertikal organisierten, von oben nach unten geschichteten Übereinander. Die unteren Positionen der neuen Varietätenpyramide unterliegen einer zunehmenden Ausrichtung nach den oberen Positionen hin. Die Kommunikation zwischen den Sprechern auch der Basisvarietäten verläuft höchstens noch bei geringer Raumdifferenz (unmittelbare Nachbarschaft) horizontal, d. h. von grundsichtigem Dialekt zu grundsichtigem Dialekt; sie verläuft viel eher und geschichtlich im allgemeinen [...] zunehmend über eine höherschichtige Varietät. Es ist deshalb kein Zufall, daß sich die großen raumgeographischen Veränderungen (auf phonologischer Ebene etwa die frnhd. Diphthongierung, Monophthongierung, Dehnung in offener Silbe) in einer Zeit abspielten, in der sich der Varietätenkontakt horizontal vollzog. (Ebd., 174 f.)

Dieser Befund passt zu den seit dem 16. Jahrhundert zu beobachtenden unterschiedlichen Bemühungen um Sprachkultivierung und bewusste Normierung:

In dem Augenblick, in dem Sprache der Vertikalisierung im Sinne von hoch- und bildungsschichtiger Steuerung, von Bindung an konzeptionelle Schriftlichkeit, von struktureller Veränderung durch Regelverfestigung, durch neue Sprachgebrauchsverhältnisse unterworfen wird, erfährt sie plausiblerweise so etwas wie Philologisierung [...], philosophische, linguistische, literarische Sprachpflege (durch Philosophen, Grammatiker, Gelehrte, Literaten usw.). (Reichmann 2003, 50)

Reichmann kann als einer der Hauptvertreter der kulturhistorisch orientierten Sprachwissenschaft gelten. Die Grundüberzeugung, die für seine Arbeiten bestimmend ist, formulierte er 1984 im Vorwort zur ersten Auflage des gemeinsam mit Werner Besch und Stefan Sonderegger herausgegebenen Handbuchs *Sprachgeschichte* folgendermaßen:

Sprachen werden von Menschen gesprochen; Sprechen ist Handeln; dies geschieht erstens prinzipiell in kommunikativen Situationen gegenüber Mitmenschen; es geschieht zweitens unter kommunikationsbedingter Bezugnahme auf eine (vorhandene oder vorausgesetzte oder in der Kommunikation fiktional aufgebaute) Wirklichkeit; und es geschieht drittens nach geschichtlich erlernten, sozial gültigen, aber dennoch (oder gerade deshalb) variablen und veränderbaren Regeln. Mit diesen knappen Sätzen ist implizit auf die Differenzierungen der Sprache ebenso hingewiesen wie auf ihre Begründung und ihre Rolle im Gesamt von Handlungen, Handlungsbedingungen und Handlungsergebnissen geschichtlich tätiger Individuen und Individuengruppen, nochmals konkreter: in Staat und Politik, in Recht und Wirtschaft, in Kirche, Literatur, Philosophie und Bildung, in Ordnungen des Alltags und in der Organisation der Arbeit. (Besch/Reichmann/Sonderegger 1984, V)

Sprache ist demnach nicht in erster Linie als System von Zeichen und deren Verwendungsregeln Gegenstand der linguistischen Beschreibung, sondern als eine „gemeinschaftliche Handlungsweise einer großen Menschenmasse“ (A. W. Schlegel, zit. bei Reichmann 2003, 32). Als solche ist sie in ihrer Entwicklung nicht auf ein bestimmtes Ziel (beispielsweise auf eine immer größer werdende Einheitlichkeit und Regelhaftigkeit) hin orientiert, sondern abhängig von sozialen Verhältnissen und kommunikativen Rahmenbedingungen. Dem teleologischen Grundverständnis von Sprachgeschichte, das bis in die 1980er und sogar 1990er Jahre hinein in der Sprachgeschichtsschreibung vorherrschte – die sprachliche Entwicklung läuft zu auf ein konkretes Ziel: die normierte, zu maximaler Darstellungsleistung gelangte Hochsprache – stellt Reichmann die Überzeugung gegenüber, dass alle Erscheinungsformen und Ausprägungen von Sprache prinzipiell gleichwertig sind:

Steckt in der qualitativ darstellungsfunktionalen Erklärung von Sprachgeschichte [...] nicht ein guter Schuß positiven Fortschrittsglaubens, der einerseits natürlich seine Gründe hat, da das Wissen der Moderne ja tatsächlich insgesamt umfänglicher (auch tiefer, komplexer?) ist als z. B. dasjenige des Mittelalters, der sich in neutraler oder etwas skeptischerer Terminologie aber auch

als typisch neuzeitlicher Optimismus oder als Hochmut bezeichnen ließe? Schließlich sind doch Dichter wie Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach oder Johannes von Saaz nicht unpräziser als gute Schriftsteller des 20. Jahrhunderts! Muß dann aber nicht das Mittel- bzw. Frühneuhochdeutsche als qualitativ gleichwertig mit den entwickeltsten Formen des Neuhochdeutschen beurteilt werden? (Reichmann 1988, 173)

2.4 Sprachwandel

Sprachwandel gehört zu den wichtigsten Gegenständen sprachwissenschaftlichen und sprachgeschichtlichen Arbeitens. Seine Erklärung, seine Beschreibung wie seine Bewertung differieren von Kulturzeit zu Kulturzeit und von Perspektive zu Perspektive des Betrachters (und unter vielen weiteren Aspekten).

Beispielhaft sei nur daran erinnert, dass Autoren wie J. G. Schottelius in der Barockzeit Sprachwandelerscheinungen als Verfallserscheinungen des göttlichen Ursprungs durch die *fressigkeit* der Zeit betrachteten. In der Aufklärungszeit unterlag die Sprachgeschichte einer nahezu teleologischen Entwicklungsidee von ‚primitiv/konkret/undifferenziert‘ zu ‚hoch entwickelt verfeinert/differenziert/logisch‘. In der Romantik findet sich demgegenüber die Vorstellung, die Sprache sei ursprünglich ‚poetisch‘ (klangreich, bildlich, sinnlich-anschaulich) gewesen und habe sich im Laufe ihrer Entwicklung ‚prosaisiert‘, sei also klangärmer – gemeint sind Phänomene wie die Abschwächung der Nebentonsilben – und begrifflich abstrakter geworden. Diese Auffassung findet sich noch in Jacob Grimms Vorrede zum ersten Band des *Deutschen Wörterbuchs*:

Wer nun unsere alte sprache erforscht und mit beobachtender seele bald der vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen denkmälern der vorzeit hingezogen und von denen der gegenwart abgewandt. je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommener dünkt ihn die leibliche gestalt der sprache, je näher ihrer jetzigen fassung er tritt, desto weher thut ihm jene macht und gewandtheit der form in abnahme und verfall zu finden. [...] es gab stunden, wo für abhanden gekommene theile des ULFILAS ich die gesamte poesie der besten zeit des dreizehnten jahrhunderts mit freuden ausgeliefert haben würde. den leuchtenden gesetzen der ältesten sprache nachspürend verzichtet man lange zeit auf die abgebliebenen der von heute (Grimm 1854, IIIff.).

Die Frühromantik, insbesondere A. W. Schlegel, leitet aus diesem Sprachgeschichtsverständnis die Forderung ab, die Sprache müsse repoetisiert werden (vgl. Bär 1999, 105 ff.), ein Gedanke, der sich allerdings beim späten A. W. Schlegel und auch bei Jacob Grimm nicht mehr findet (vgl. Bär 2010, 15 ff., insbes. 19).

In jüngerer Zeit werden wiederum andere Theorien vertreten: Eugenio Coseriu (1974, 56) sieht Sprachwandel als zweckgerichtetes „unaufhörliches Schaffen“ an; Rudi Keller erklärt in seinem Sprachwandeldesign den Sprachwandel mit wirtschaftswissenschaftlichen Metaphern zum *invisible-hand*-Prozess und siedelt ihn jenseits der Willkür des Individuums an. Allein dem letzten Punkt würde Coseriu (1974, 176)

widersprechen: „Deswegen hat der Sprachwandel tatsächlich EINE *Wirkursache*, nämlich Sprachfreiheit, und EINEN *universellen Grund*, nämlich den Ausdrucks- und (Mitteilungs-)Zweck der Sprecher“.

Coseriu betont den Aspekt der Kommunikation und der Interaktion, der die Variation mitbegründet. Denn, so sagt er:

Der Sprachwandel hat seinen Ursprung im Dialog: im Übergang sprachlicher Verfahren vom Sprechen des einen Gesprächspartners zum Wissen des anderen. All das, worin sich das vom Sprecher Gesprochene – als *sprachliches Verfahren* – von den in der Sprache, in der das Gespräch geführt wird, vorhandenen Mustern entfernt, kann *Neuerung* genannt werden. Und die Annahme einer Neuerung von Seiten des Hörers als Muster für weitere Ausdrücke kann man Übernahme nennen. (Coseriu 1974, 67)

Dies wiederum bringt v. Polenz (1989, 1) auf den Punkt:

Sprache existiert konkret im gesellschaftlichen Umgang zwischen Menschen, ist also historisch veränderlich. [...] Sprache ist immer wieder ein Neuvollzug, bei dem selbst das schon oft Gesagte meist anders gesagt wird. [...] Und: Sprache ist nicht nur *veränderlich* (im Sinne eines selbsttätigen, natürlichen Wandlungsprozesses), sondern auch *veränderbar* durch menschliches Handeln.

Sprachwandel wird damit in einen variationslinguistischen Rahmen gestellt (so z. B. Lütke/Mattheier 2005, 30 ff.; Eichinger 2005, 369), was wiederum Auswirkungen auf seine Darstellung und Bewertung hat. Ergänzt man diese Betrachtungen noch mit den Fragen nach dem normativen Eingreifen durch Institutionen und Sprachpfleger und durch die zur Zeit aufkommenden Fragen nach der Salienz, dann wird deutlich, dass sprachliche Phänomene wie der Sprachwandel zeittypisch variantenreich, jedenfalls immer wieder völlig unterschiedlich perspektiviert werden. Diese Perspektive äußert sich regelmäßig in den jeweiligen fachlichen Darstellungsweisen, darunter den verwendeten Metaphern. Es ist ein Unterschied, ob man Wandel metaphorisch als Verfall symbolisiert, als Phänomen der dritten Art oder als Möglichkeitsraum. Die Bandbreite der Bewertungen reicht vom Verfallsphänomen über das Fehlerprodukt bis hin zur ausgeübten Sprachfreiheit oder zur Sprache als Möglichkeitsraum. Je nachdem, wo man die Perspektive hinführt, erhält man eine andere Theorie. Für das hier zu entwerfende Handbuch bedeutet dies konzeptionell: Es geht nicht darum, eine neue Sprachwandeltheorie zu entwickeln und durchzusetzen, sondern darum, die gängigen Theorien zu beschreiben (Darstellung von Wissen) und darüber nachzudenken, warum wer zu welcher Zeit welche Sprachwandeltheorie entwickelt hat und warum gerade diese eine Theorie von jemandem in genau dieser bestimmten Zeit erfolgreich war oder nicht (ideologiekritische Reflektion von Wissen). Man kann Sprachwandeltheorien entwickeln, aber man kann auch darüber nachdenken, wie zeitabhängig die jeweiligen Theorien sind. Sinnvoll wäre daher nach den vorgegebenen Prämissen eine Bestandsaufnahme der vergangenen und der bestehenden Sprachwandeltheo-

rien zusammen mit einer theoriekritischen Reflexion ihrer Entstehungsbedingungen und ihrer Anwendbarkeit.

3 Konzeptionelle Überlegungen für eine künftige Sprachgeschichtsschreibung

Überlegungen zur Sprachgeschichtsschreibung mit Worten Diltheys und Gadamers einzuleiten, ist Teil eines Programms, bei dem Grundfragen der Sprachgeschichtsschreibung und damit der ‚Sprachgeschichte‘ neu formuliert werden. Waren es doch diese beiden Autoren, die in ihren Ausführungen nicht müde wurden, die Geschichtlichkeit des Menschen zu betonen, wobei sie ‚Geschichtlichkeit‘ lebensphilosophisch, als *Äußerungen* vergangenen *Lebens* und in Abhängigkeit von diesem verstanden. Beide forderten dazu auf, die Spuren dieses ‚vergangenen Lebens‘ in ihren ideologisch-weltanschaulichen Prägungen zu reflektieren, das heißt die gemeinhin angenommenen Spuren des Vergangenen, das bereits durch die historische Distanz fremd ist, auf dem Hintergrund und mit Berücksichtigung des eigenen gegenwärtigen und scheinbar vertrauten Seins und Erlebens als ‚Spuren‘ zu fassen und in dieser Prägung zu reflektieren. Motiv und Ziel dieser Spurensuche, so Gadamer, sind Selbstbegegnung, Selbstreflexion im historischen Bewusstsein, schließlich auch Selbsterkenntnis sowie die Auslegung vorherrschender Weltanschauungen. Ihre eigene, noch heute vertretene Spur legten Dilthey (1910) und Gadamer mitunter dadurch, dass sie die Geisteswissenschaft einer ihrer hervorstechendsten Existenzqualitäten im Sein der Erlebenden, man könnte im Sinne Gadamers auch sagen: der „Weise der Selbstbegegnung“, nämlich der modernen Hermeneutik, zuführten. Sinnverstehen und das dieses voraussetzende Sinnverlangen bedingen das existentielle Bedürfnis des Menschen nach ‚Sprechen‘ und ‚Sprache‘. Aber der Mensch wäre nicht, was er ist, wenn nicht als dritte Größe die Gestaltung, d. h. hier: die Sinnbildung bzw. Sinnstiftung hinzukäme, die – verbal ausgeführt – alle Menschen als Gegenstände suchende und diese als geschichtliche Identitäten (also: als ‚Gegenstände‘) konstituierende Wesen ausmacht. Diese Aussage betrifft das Verhältnis von Sprechenden bzw. von Sprache und Welt. Indem die Gestaltung des gemeinten Verhältnisses in die Verfügung des sprechenden Menschen verlegt wird, mutiert der ‚Einzelne‘ zum ‚Individuum‘, das heißt: zu einem Einzelnen, den es nur in der je sozialen und geschichtlichen Einmaligkeit gibt. Einmaligkeit bildet sich – und das war eines der zentralen Anliegen schon Wilhelm von Humboldts – dabei konstitutiv aus dem vergleichenden, Übereinstimmung oder Abgrenzung suchenden Bezug auf den Anderen, gleichsam in dessen Dimension, aus dessen Mitsicht heraus. In dieser Dimension „nistet notwendig auch die Differenz, die Verschiedenheit der Sprache jedes einzelnen“ (Trabant 2010, 25). Wo sich Einzelne gleichen, ähneln oder unterscheiden, bilden sich nun, soziologisch gesprochen, Gruppen, Schichten, Großgruppen, Gemeinschaften, Völker und soziale

Gebilde, die diese Einheiten unterschreiten oder übergreifen. Linguistisch gesprochen bilden sich Register, Varietäten, mediale Formen, Einzelsprachen, Sprachfamilien und Sprachbünde als je besondere Weisen kommunikativen Handelns und Aushandelns, und zwar auf allen hierarchischen Ebenen des Sprachsystems vom Phonem bis zur Texttradition und zum zeitspezifischen Textverbund (Diskurs), auf der Ausdrucks- und auf der Inhaltsebene, im Sprechen wie im Schreiben. Bereits indem man ‚Gegenstände‘ konstituiert, konstituiert man diese im Vergleich zu den Setzungen Anderer als ähnlich oder als verschieden. Die Gesamtheit sprechender Individuen, die sich bei aller Einmaligkeit des Einzelnen als ähnlich sprechend, als ähnliche ‚Gegenstände‘ bildend, als semantisch ähnlich handelnd einschätzt (nicht: die sprachstrukturell ähnlich *sind*), ist eine Gruppe. Als linguistisch besonders relevant innerhalb eines offenen Ensembles von Gruppen gilt die gerne als *Sprachgemeinschaft* bezeichnete und mit ‚Volk‘ in Beziehung gesetzte Gruppe. Der Philosoph E. Angehrn schreibt hierzu:

Hermeneutische Positionen stellen das Sinnverlangen heraus, das unser Sprechen als tiefstes Anliegen motiviert. Sprache ist das herausragende Medium der Sinnbildung; das Bedürfnis nach Symbolisierung, nach Versprachlichung unserer Welterfahrung ist ein Bedürfnis nach Verständnis, nach sinnhafter Durchdringung unseres Selbst- und Weltbezugs. (Angehrn/Küchenhoff 2012, 37)

Sinnverstehen, Sinnverlangen und Sinnstiftung sind auch bei ihm sprachliche Prozesse, die sich in der Interaktion, das heißt in der Sozialität mit anderen vollziehen. Die Öffnung einer ‚lebens‘bezüglichen Hermeneutik zur Sprachsoziologie und zur Sprachpragmatik jeweils im weitesten Sinne beider Ausdrücke ist offensichtlich.

Sprachgeschichtsschreibung ist wie alle Bereiche der Sprachwissenschaft, zumindest nach den ideologisch-weltanschaulichen Prämissen der hier schreibenden Autoren, eine gesellschafts- und geisteswissenschaftliche Disziplin. Sie hat, dem Gesagten zufolge, als Aufgabe, aus jeweils gegenwartsgeprägter Sicht derjenigen kulturellen Tätigkeit nachzugehen, deren Ergebnis man dann allerdings nicht objektivierend oder gar statisierend als Sprachgeschichte in eine historische Wirklichkeit projiziert, sondern die man im Sinne Gadamers als „Schöpfung des gemeinsamen Lebens“ aufzufassen und nun ihrerseits als Schöpfung der jeweiligen Forschergegenwart zu gestalten hat. Sprachgeschichtsforschung und Sprachgeschichtsschreibung stehen damit in engster Beziehung zu den kulturellen Tätigkeiten, der man in Kunst, Religion, Philosophie und allen gesellschaftsbezogenen Domänen schon deshalb interagierend nachgehen sollte, weil ihre Gegenstände sprachlich verfasst sind, also als Konstitute des kommunikativen Mitseins, des Sprechens miteinander, darunter des sach- wie des noch wichtigeren beziehungskonstitutiven Sprechens aufgefasst werden können.

Es geht also um eine Begründung der Sprachgeschichtsforschung, in der die Gegenstände des Wissens zu analytischen Zwecken zwar aus dem Kontext des sozial gegliederten Lebens und seiner semantischen und pragmatischen Äußerungen her-

ausgelöst werden können, aber systematisch im Horizont von Sinnverlangen, Sinnverstehen und Sinnstiftung verbleiben und in den Kontext von Beziehungsverlangen und Beziehungsstiftung eingebettet werden (Lobenstein-Reichmann 2012; 2013).

Im Mittelpunkt stehen dann nicht nur historische Äußerungen selbst mit den ihnen entsprechenden Sinngebungen, Sach- und Beziehungsstiftungen, sondern vor allem die darauf antwortenden gegenwärtigen Interpretationen durch ihrerseits sinnverlangende wie sinn gestaltende Menschen, die deren Bilder zu rezipieren bereit sind. Das so verstandene Verstehen historischen Gewesenseins, vergangener Kulturen und Persönlichkeiten führt über die Selbstexplikation des Betrachters zur kollektiven wie individuellen Sinnstiftung. Diese ist immer eine deontische Handlungsgröße. Sie impliziert die Befolgung von gestaltenden Handlungsprämissen, z. B. die Orientierung auf ein als ‚Bestes‘ verstandenes Ideal hin oder zum abwehrenden Gegenteil. Sie hat in jedem Fall Handlungskonsequenzen.

Das hier vorgetragene Programm steht – wie schon angedeutet – in einem offensichtlichen Spannungsverhältnis zum harten Kern bisheriger Sprachgeschichtsforschung. Dieser besteht in der Beschreibung von Laut- und Schreibvarianten, von morphologischen Gegebenheiten, von ungebräuchlich gewordenen lexikalischen Einheiten und ihrer Semantik, in der Nachzeichnung des Wandels von Satzkonstruktionen und im Nachweis textgeschichtlicher Fakten. Von den sprach- und kommunikationswissenschaftlichen Aspekten bei den Gestaltungen des menschlichen Geistes ist da selten die Rede, ebenso wenig vom historischen Bewusstsein derjenigen, die verbal gestalten bzw. derjenigen, die die vormaligen Gestaltungen wiederum verbal beschreiben. Wenn man die Metapher der Geschichtlichkeit als „Äußerung des Lebens“ einmal wörtlich nimmt, ist es geradezu die vornehmste Aufgabe der Sprachgeschichtsforschung, diesen Äußerungen des Lebens nachzuspüren, oder mit den Worten von Charles Sanders Peirce:

Wir sollten niemals damit beginnen, über reine Ideen zu sprechen – gleichsam vagabundierenden Gedanken, welche ohne eine menschliche Behausung über öffentliche Straßen ziehen –, sondern wir sollten mit den Menschen und ihren Gesprächen beginnen. (CP 8.112, übers. d. Vf.)

Die in diesem Rahmen erzielten Ergebnisse müssen also aus ihrem Status als unbezweifelbare linguistische Fakten und tatsächliche Faktenstrukturen herausgerückt und zur Grundlage eines neuen Wurfes von Sprachgeschichte funktionalisiert werden. Der Weg läuft zu einer Sprachgeschichte, deren Ausrichtung in folgenden Fragen angedeutet sei:

Unter welchen Bedingungen und mit welchen Anliegen haben geschichtliche Menschen seit althochdeutscher Zeit ihr eigenes Sprechen und Schreiben und ihre eigene Sprache als Möglichkeit kulturellen Gestaltens erkannt und für ihre je zeittypischen Zwecke zu handhaben, zu verbessern, zu überhöhen, zu kritisieren, zu modifizieren versucht? Welche genauen Aspekte führten zu welchem Wissen von Sprechen und Sprache und zu welchem Handeln in welcher Sprache oder Sprachvarietät?

Waren es pädagogische, religiöse, philosophische, herrschaftsbedingte, rationalistische, ästhetische, nationalpatriotische, hilfs- oder grundlagenwissenschaftliche oder andere Zwecke? Wie kann das aus dem genannten harten Kern der Sprachgeschichtsforschung stammende Wissen auf die hier gestellten Fragen bezogen werden? Warum kommen heutige Menschen (so die Autoren dieses Artikels) zu Fragen der genannten Art? Wieso kann man annehmen, dass sie einen Kreis von Rezipienten erreichen, die ihre Ausführungen wahrnehmen und in die heutige Kulturalität einbringen?

Es wird deutlich sein, dass wir nicht anstreben, eine weitere „Geschichte der deutschen Sprache“ in dem Sinne vorzulegen, dass erneut Fakten zum Werden des *distingemischen* (phonologisch-graphematischen), grammatischen, lexikalischen, semantischen und textlichen Systems des Deutschen dargestellt werden (dazu sind hinreichend viele und auch einige qualitativ hochwertige Werke vorhanden). Gegenstand ist vielmehr – nunmehr in variierenden Worten und mit Beispielen unterlegt – die Rolle, die dem Sprechen und Schreiben in der Sprache Deutsch und ebendiesem ‚Deutsch‘ als einer virtuellen, aber dadurch nicht weniger *wirklichen* orientierungs- und handlungsleitenden Bewusstseinsgröße sowie ihren Varianten im Laufe der Sprachgeschichte zugeschrieben wird. Die damit angedeuteten Teilgegenstände sind zeit-, sozial-, raumtypisch konstituiert; sie werden in der sogenannten althochdeutschen Zeit (etwa von Karl dem Großen) also anders konstituiert als in der neuhochdeutschen, in mittelalterlichen Hochschichten anders als in neuzeitlichen, für die Dialekte anders als für Fachsprachen und für die Hoch- und Schriftsprache sowie für gesprochene und geschriebene Sprache ebenfalls je unterschiedlich. Dieser Gegenstandskomplex ist in der bisherigen Sprachgeschichtsforschung jeweils nach herrschenden zeitgeschichtlichen Einsichten und zeittypischen wissenschaftstheoretischen Vorgaben beschrieben worden. Der Aspekt der historischen Gestaltung der Beziehungsebene des Sprechens und Schreibens blieb dabei seltsam unberücksichtigt. Was hat das zu besagen, hat das Zeichenwert? Umgekehrt gefragt: Welchen Zweck haben die herkömmlichen Faktenanhäufungen? Geht es um letztlich positivistisch interesseloses Einzelwissen, um reines Fachinteresse innerhalb eines eingefahrenen Wissenschaftsbetriebes oder um dahinter stehende ideologische Anliegen? Wir meinen, dass dies Letztere der Fall sei, dass also alle sogenannten ‚Fakten‘ und ‚Faktengebäude‘ Züge zeit- und interessebedingter Konstrukte tragen.

Der hier entworfene Aufsatz fordert daher dazu auf, sich der Aufgabe zu stellen, die original-zeitgenössische und die sekundäre (wissenschaftshistorisch konstruierte) ‚Geschichtlichkeit‘ von Sprache mit all ihren Facetten konsequent aus dem überlieferten (z. B. mittel- oder frühneuhochdeutschen) Sprachbewusstsein bzw. aus dem Gebrauchsspektrum der Sprache zu erschließen und in den Mittelpunkt der Behandlung zu stellen.

Das Konzept bedarf der Benennung einiger Leitlinien. Eine dieser Leitlinien ergibt sich aus der von K. J. Mattheier (1995, 15 ff.) vorgeschlagenen Fassung des Gegenstandes der Sprachgeschichtsforschung. Diese sind (hier zweckgerecht adaptiert):

1. die Sprachsystemgeschichte „mit ihren strukturalistischen oder auch variations-linguistischen Beschreibungsmethoden“,
2. die Sprachkontaktgeschichte, die nicht nur die nationalsprachlichen Kontaktphänomene zu erfassen sucht, sondern auch die binnensprachlichen Kontakte zwischen den Einzelvarietäten umfasst (also z. B. auch Sprachkontakt zwischen Dialekt und Standard),
3. die Sprachbewusstseinsgeschichte mit ihrer besonderen Fokussierung der „Veränderungen in den kommunikativen Mentalitäten, Einstellungen und Theorien“, schließlich
4. die Sprachgebrauchsgeschichte und damit die Betrachtung der jeweils „zeitspezifischen Veränderungen in den soziosituativen Verwendungsweisen der Varietäten und Sprachstile“.

Eigens als weitere Gegenstandsbereiche herausgehoben seien die Geschichte der Semantik, die wir im Sinne Wittgensteins, Rudi Kellers und anderer als Geschichte der Verwendung sprachlicher Zeichen (mit offenen Übergängen einerseits zur Grammatik, andererseits zur Pragmatik) verstehen, und die in den letzten Jahren besonders ins Gespräch geratene Medialitätsgeschichte, in der nicht nur die Frage nach dem Verhältnis von Schriftlichkeit und Mündlichkeit gestellt wird, nach dem Unterschied des Sprechenden Menschen zum Schreibenden, sondern auch wissenssoziologisch nach den Medien des Wissens und deren Anteil am Prozess der Konstruktion von Wissen gefragt wird. Mit Nietzsche (1986 [1882], 172) gesprochen: „[U]nser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken.“ Schließlich gehören auch – wie bereits am Beispiel des „klassischen Mittelhochdeutschen“ gezeigt wurde – Fragen der Textedition und der philologischen Erschließung historischer Texte zum Gegenstand der Sprachgeschichtsforschung (vgl. Riecke 2009).

Eine Beschreibung der Gegenstandsbereiche alleine würde dem postulierten Programm jedoch nicht genügen. Wichtig ist ihre grundsätzliche Verortung im sozialen und geistigen Leben. Diese kann durch die Berücksichtigung des aus der Textlinguistik resultierenden Ansatzes der Freiburger Linguistik (Hugo Steger, in der Nachfolge dann: Kästner u. a. 2000, 1606) erfolgen. Demnach lassen sich die textlichen Äußerungen vergangenen Lebens nach fünf Sinnwelten gliedern:

1. die Sinnwelt des Alltags,
2. die Sinnwelt der Institution,
3. die Sinnwelt der Religion,
4. die Sinnwelt der Wissenschaft,
5. die Sinnwelt der Dichtung.

In jeder dieser Sinnwelten wird jeweils anders gesprochen und geschrieben; jede fordert vom Sprachhistoriker andere Perspektiven und stellt andere Aufgaben.

Die konzeptionellen Grundfragen einer Sprachgeschichte wie der hier angedachten lauten:

- Aufgrund welcher Sprachgeschichtsverständnisse werden die Äußerungen vergangenen Lebens behandelt? Welche Auswirkungen hat dies auf die verfasste „ausgedrückte“ Sprachgeschichte?
- Was sind die Gegenstände der Sprachgeschichtsschreibung?
- Welche Sinnwelten erfasst die Sprachgeschichtsschreibung?
- Welches Sinnstiftungspotential hat Sprachgeschichtsschreibung heute?

4 Literatur

- Angehrn, Emil/Joachim Küchenhoff (Hg.) (2012): *Macht und Ohnmacht der Sprache. Philosophische und psychoanalytische Perspektiven*. Weilerswist.
- Bär, Jochen A. (1999): *Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang*. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 50).
- Bär, Jochen A. (2004): „Bewährte Rechtschreibung“. <http://www.baer-linguistik.de/beitraege/glossen/rechtschreibreform.htm>. Heidelberg.
- Bär, Jochen A. (2010): Das romantische Modell. Jacob Grimms Konzept der Sprachgeschichte. In: *Ditura*. Zeitschrift für Germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft 7, 7–24.
- Bär, Jochen A. (2011): Frühneuhochdeutsche Sprachreflexion. In: Anja Lobenstein-Reichmann/Oskar Reichmann (Hg.): *Frühneuhochdeutsch – Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung*. Hildesheim/Zürich/New York (Germanistische Linguistik 213–15/2011), 157–233.
- Batts, Michael S. (Hg.) (1971): *Das Nibelungenlied. Paralleldruck der Handschriften A, B und C nebst Lesarten der übrigen Handschriften*. Tübingen.
- Coseriu, Eugeniu (1974): *Synchronie, Diachronie, Geschichte*. München.
- Besch, Werner (1979): Zur Bestimmung von Regularitäten bei den schriftsprachlichen Ausgleichsvorgängen im Frühneuhochdeutschen. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 98, 130–150.
- Besch, Werner (1985): Die Entstehung und Ausformung der neuhochdeutschen Schriftsprache/Standardsprache. In: Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger, 1781–1810.
- Besch, Werner/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hg.) (1984): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 1. Halbbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1).
- Besch, Werner/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hg.) (1985): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbbd. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2).
- Burdach, Konrad (1884): Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Einleitung: Das sechzehnte Jahrhundert. In: Konrad Burdach: *Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes*. Bd. 1.2. Halle/Saale 1925, 1–33.
- Dilthey, Wilhelm (1910): *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Zitiert nach der Ausgabe Frankfurt a. M. 1970.
- Eichinger, Ludwig M. (2005): Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen. In: Ludwig M. Eichinger/Werner Kallmeyer (Hg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2004), 363–381.
- Frings, Theodor (1936): *Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Hochsprache*. Halle/Saale.

- Gadamer, Hans-Georg (1960): *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 5., durchges. u. erw. Aufl. Tübingen 1986.
- Gardt, Andreas (1994): *Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz*. Berlin/New York (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 232, N. F. 108).
- Grimm, Jacob (1854): *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Bd. 1: A – Biermolke [bearb. v. Jacob Grimm]. Leipzig, fotomechanischer Nachdruck München 1984.
- Jones, William Jarvis (1995): *Sprachhelden und Sprachverderber. Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750)*. Ausgewählt und kommentiert. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 38).
- Kästner, Hannes J./Bernd Schirok (2000): *Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen*. In: Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. Teilbd. 2. Berlin/New York, 1605–1623.
- Lachmann, Karl (1820): *Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Für Vorlesungen und zum Schulgebrauch*. Berlin.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2008): *Houston Stewart Chamberlain – Zur textlichen Konstruktion einer Weltanschauung. Eine sprach-, diskurs- und ideologiegeschichtliche Analyse*. Berlin/New York: de Gruyter. (Studia Linguistica Germanica 95).
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2011): *Historische Semantik und Geschichtswissenschaft – eine verpasste Chance?* In: Jörg Riecke (Hg.): *Historische Semantik. Tagungsband zur Jahrestagung der Gesellschaft für Historische Sprachwissenschaft*. Berlin/Boston, 62–79.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2012): *Sprachgeschichte als Gewaltgeschichte. Ein Forschungsprogramm*. In: Jochen A. Bär/Marcus Müller (Hg.): *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen*. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag. Berlin 2012 (Lingua Historica Germanica 3), 127–158.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2013): *Sprachliche Ausgrenzung im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. Berlin/Boston (Studia Linguistica Germanica 117).
- Lüdtke, Jens/Klaus J. Mattheier (2005): *Variation – Varietäten – Standardsprachen*. In: Alexandra N. Lenz/Klaus J. Mattheier (Hg.): *Varietäten – Theorie und Empirie*. Frankfurt a. M. u. a. (Variolinguia 23), 13–38.
- Mattheier, Klaus J. (1995): *Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven*. In: Andreas Gardt/Klaus J. Mattheier/Oskar Reichmann (Hg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*. Tübingen, 1–18.
- Matzel, Klaus (1971): *Das Problem der „karlingischen Hofsprache“*. In: Rosemarie Lühr/Jörg Riecke/Christiane Thim-Mabrey (Hg.): *Klaus Matzel. Gesammelte Schriften. Mit einem Geleitwort von Jean-Marie Zemb*. Heidelberg 1990 (Germanische Bibliothek. Reihe 3), 235–251.
- Moser, Hans (1985): *Die Kanzleisprachen*. In: Besch u. a., 1398–1408.
- Müllenhoff, Karl (1892): *Vorwort*. In: *Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII–XII Jahrhundert*. Hrsg. v. Karl Müllenhoff/Wilhelm Scherer. 3. Ausg. v. E. Steinmeyer. Berlin.
- Nietzsche, Friedrich (1986): *Sämtliche Briefe. Kritische Studienausgabe in 8 Bden*. Hrsg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari. Bd. 6. München/Berlin/New York.
- Polenz, Peter von (1991): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. I: Einführung. Grundbegriffe. Deutsch in der Frühbürgerlichen Zeit. Berlin/New York. 2. Aufl. 2000 (Sammlung Göschen 2237).
- Reichmann, Oskar unter Mitwirkung von Christiane Burgi/Martin Kaufhold/Claudia Schäfer (1988): *Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen*. In: Horst Haider Munske/Peter von Polenz (Hg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien*.

- Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin/New York, 151–180.
- Reichmann, Oskar (1998): Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung. In: Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Teilbd. 1. Berlin/New York, 1–41.
- Reichmann, Oskar (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Raphael Berthele u. a. (Hg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 65), 29–56.
- Riecke, Jörg (2009): Sprachgeschichte trifft Medizingeschichte. Über die Aufgaben der Sprachgeschichtsschreibung. In: Ekkehard Felder (Hg.): Sprache. Berlin/Heidelberg (Heidelberger Jahrbücher 53), 107–129.
- Schottelius, Justus Georg (1663): Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HautbSprache. Braunschweig.
- Stieler Kaspar (1691): Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz. Nürnberg.
- Stopp, Hugo (1973): Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Bd. I.2: Vokalismus der Nebensilben II. Heidelberg.
- Stukenbrock, Anja (2005): Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945). Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica 74).
- Trabant, Jürgen (2010): Die Arbeit des Geistes. In: Jürgen Trabant (Hg.): Wilhelm von Humboldt. Das große Lesebuch. Frankfurt a. M., 7–28.
- Weber, Max (1904): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Johannes Winckelmann (Hg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre von Max Weber. 4., erneut durchges. Aufl. Tübingen 1973, 146–214.
- Weber, Max (1913): Ueber einige Kategorien der verstehenden Soziologie. In: Johannes Winckelmann (Hg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre von Max Weber. 4., erneut durchges. Aufl. Tübingen 1973, 427–474.
- Weber, Max (1916): Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Vergleichende religionssoziologische Versuche. In: Max Weber. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. 8., photomech. gedr. Aufl. Tübingen 1986, Bd. 1, 237–573.
- Weber, Max (1919): Wissenschaft als Beruf. In: Johannes Winckelmann (Hg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre von Max Weber. 4., erneut durchges. Aufl. Tübingen 1973, 582–613.
- Weber, Max (1920): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Max Weber. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. 8., photomech. gedr. Aufl. Tübingen 1986, Bd. 1, 17–206.